zu „dichten“ anfangen, meistens mit sehr viel Gedächtnis und gar keinen Qualitäten. Das kann man Herrn Fronz nicht nachsagen. Er ist noch etwas unbeholfen, aber es wäre möglich, dass er bald ein gutes Theaterstück schreiben wird. Vorderhand sind ihm freilich nur erst zwei gute Acte gelungen. Wie man anfängt und wie man aufhört, scheint er noch nicht zu wissen; wenn er aber endlich (es dauert ein bisschen lang) und so lange er (es hält leider nicht aus) in Schwung ist, geht es flott und nicht ohne manchen bald anmuthigen, bald wirksamen Einfall dahin und eine gewisse listige Selbstironie ist sehr sympathisch. Von seinem Erfolg mag er übrigens einen Theil an die Collegen abgeben. Wie Fräulein Glöckner und Herr Weiße die heiklen Scenen im zweiten und dritten Acte spielen, das muss man gesehen haben: mit einem Geschmack, einem Tact und einer lieben stillen Lustigkeit, die jedes Bedenken hinwegscherzen. Herr und Frau Martinelli, Herr Giampietro, Herr Amon und Frl. Pohl schließen sich mit Eifer an. H. B.

Bücher.

„Moderne Dichtung.“ Gesammelt von Alfred Guth und J. Ad. Bondy. Prag. Verlag der „Modernen Dichtung.

Eine Sammlung von lyrischen Gedichten, in Prosa und Versen, mit Geschmack und Sorgfalt, wie es scheint aus reichem aber keineswegs übermäßig bedeutendem Material gesammelt. Somit wäre das Urtheil über diese besondere Sache erledigt, zugleich aber scheint mir einiges über die jetzt sehr zahlreiche Gattung solcher Publicationen zu sagen nothwendig. Sie scheinen mehr einem Bedürfnis der jungen Lyriker, als einem Willen des Publicums zu entsprechen. Und dieses Bedürfnis scheint wieder mehr dem Ehrgeiz und der Jugend zu entspringen, als der richtigen Erkenntnis vom Ziel und Zweck und von der Würde der lyrischen Kunst. Der Sinn für das Wesen der Lyrik scheint verloren. Alle wahrhaft großen lyrischen Dichter hatten und haben ihn. Sie sehen in Versen das Denkmal einer Stimmung, ihren reinsten Klang, ihr erlesenstes Wort, ein Geschenk für die eigene Seele und für wenige erlauchte Freunde. Bei jeder anderen Kunst mag man den Grundsatz l'art pour l'art ächten, bei der Lyrik wird man ihn gelten lassen. Jedes Gedicht geht zu denen, die es verstehen. Das Volkslied zu dem Volk, die monumentale Form der subjectiven Poesie zu den Seelenverwandten. Gedichte drucken, die sicher keine eigentlichen Lieder sind, die nie gesungen werden könnten und als gute Gedichte begabter Jünglinge, keineswegs aber als Denkmal erhabener Seelen auftreten können, heißt sich von vornherein auf das Niveau stellen, das man verachtet. Den Durchschnitt will man gewinnen. Wohl hat man auch den Durchschnitt der Kunst gegeben. Aus Klugheit also wären schon solche Sammlungen zu vermeiden. Anders ist es freilich mit den ganz Großen, den Menschen und Künstlern, sie dürfen ihr Bild getrost in einem Buche der Menschheit erhöhen, sie stellen es über, nicht unter die Menge. Gerade die kleinen, wenn auch fein gebildeten Geister sollten sich aber vor solchen Sammlungen hüten, an denen man leicht den hübschen Geschmack und den Mangel an Größe schon daran erkennt, wie alle diese Aeußerungen der verschiedensten Leute hübsch harmonieren, zusammenpassen, wie kein Gedicht das andere erschlägt und wie alle zusammen so recht ein Niveau bilden: das der guten Durchschnittslyrik. Möchten doch die jungen Dichter es immer beherzigen, dass der wahrhafte Ruhm sehr unabhängig ist davon, ob ein paar Zeitschriften mehr oder weniger Gedichte von einem bringen und, ob man ein Blatt für die geringsten Verse findet oder nicht. Die Gedichte des Stephan George sind nur für ein paar Freunde gedruckt, aber sein Ruf geht neben Mallarmé. Etwas Demüthiges liegt in solchen Sammlungen. Uebrigens sehe ich sofort den Widerspruch. Wären diese jungen Leute wahrhaft groß, hätten sie dieses erhabene Gefühl der Kunst, oder wären sie nur so klug, auch ohne es zu besitzen, aus richtiger Erkenntnis sich dazu zu zwingen, sie ständen nicht, wo sie stehen, sie sammelten nicht, was sie sammeln. Immerhin aber ist es ganz gut, wenn das Publicum wenigstens solche anständige Sammlungen bekommt, nicht die früheren „Auslesen“ und „Goldkörner“ oder wie diese Dinge hießen. Die Gedichte sind gut und mit Geschmack ausgewählt, keines stellt das andere bloß, alles könnte von jedem sein. Ein paar Sachen sind allenfalls da, die man gerne herausnähme und für sich leben ließe. Nun sollte man eigentlich ein paar Namen nennen, aber nach dem, was ich früher gesagt habe, will ich sie lieber verschweigen, ich würde ja sonst eine kleine Proscriptionsliste von Dichtern aufstellen, die das Wesen ihrer Kunst, sei es aus Eitelkeit oder aus Liebenswürdigkeit gegen die Herausgeber, oder aus Ehrgeiz oder Unverstand oder Leichtsinn oder Jugend vergessen oder preisgegeben haben. Und dagegen ist das Verdienst, ein hübsches Gedicht beigetragen zu haben, wie mir scheint, gering. O. St.

Concert-Handbuch. II. Gesangmusik mit Orchester deutschen und ausländischen Verlages. Leipzig. Breitkopf und Härtel. 1897.

Der Zweck des vorliegenden Verzeichnisses ist, für das Publicum wenigstens, nicht recht klar. Die Verlagshandlung hat ein Lager für Concertmaterial errichtet, in das es Originalwerke deutschen und ausländischen Verlages, sowie Ausgaben fremden Wettbewerbes, soweit es gewünscht wird, aufnimmt. Von diesem Lager ist das vorliegende Buch ein Verzeichnis. Da die großen Verlagshandlungen ohnedies ihre eigenen Verzeichnisse herausgeben und auf neue Erscheinungen aufmerksam machen, das vorliegende Verzeichnis aber keineswegs vollständig ist, so ist kaum einzusehen, welchem Bedürfnis das Concert-Handbuch abhelfen soll. Die in der Vorrede erwähnte „Zugängigkeit des geeigneten Concertmaterials“ dürfte denn doch durch eine einfache Anfrage bei einer Musikalienhandlung auch ohne Concert-Handbuch nicht erschwert sein. R. W.

Hermann Bang: „Fräulein Caja.“ Novellen. München. Albert Langen. 1897. Kl. Bibl. V.

Zum erstenmale werden hier drei der vielen unschätzbaren Novellen dieses großen, dänischen Meisters vereinigt und in guter Uebersetzung den modernen Deutschen gegeben, die Jacobsen so sehr lieben und nun einen neuen, großen, dänischen Dichter kennen lernen. Schon aus diesen drei Proben erkennt man den außerordentlichen Reiz einer ganz intimen Beobachtung und wundervollen Treue. Aber mehr zu sagen, hebt man sich wohl auf, bis mehr von dem Schaffen des großen Künstlers vor uns sein wird. Dann wird man des weiteren von dieser subtilen Psychologie, dieser flatternden Farbenzartheit und eleganten Weise zu sprechen haben und von dieser einfachen Größe, mit der die Alltäglichkeiten erscheinen, wenn ein großer Künstler sie sieht und zeigt. O. St.

„Das Wunderbare“. Novellen von Heinrich Mann. München. Paris. Albert Langen. Kl. Bibl. IV. 1897.

Wenn man einmal die wesentlichen Werke nach dem Naturalismus historisch betrachten wird, dürfte man alle unter einer Art moderner Romantik zusammenfassen. Wir Deutschen werden dabei nicht ohne Lächeln beurtheilt werden. Indes die Franzosen diese Größe des Wunderbaren von Skepticismus frei darzustellen wussten, Villiers in seinen Novellen gerade den Sieg des Wundervollen über Skepticismus und Ironie in seiner lächelnd-grausamen Weise zeigte und Barbey mit ganzer Seele sich dem Heroischen ergab, ebensowenig an Gott zweifelnd, wie an den mannigfachen Wundermöglichkeiten, haben wir seit E. Th. A. Hoffmann alle derartige Phantasie verloren. Nun ist uns die Sehnsucht darnach freilich angeflogen, da ist es ergötzlich zu sehen, wie unser pedantischer Unglaube sich mit solchem Hoffen abmüht, wie die skeptische Gelehrsamkeit alle diese Dinge vorsichtig von der wilden Erde reinigt und wahrscheinlich macht; heroisches wird spießbürgerlich. Wir hatten diese sanften Wunder von Heyse, nun begegnen wir wieder einem ähnlichen Talent. Heinrich Mann schreibt den gleichen, reinen, ein wenig unpersönlichen, aber glatten und classischen Prosastil der Epigonen, aber man beneidet ihn um seine Stoffe, die nach einem wuchtigen, harten, grausamen Künstler schreien, was hätte Barbey, was Villiers aus der ersten und letzten Novelle gemacht, so aber ist alles eine kühle Eleganz, alles Leidenschaftliche oder Ahnungsvolle nur mittelbar durch Schleier gesehen und wiedergegeben. Eines aber ist sicher, dass diese Stoffe, die Plastik der Worte, manches in der Stimmung und der ganze Ton der Erzählung, einer feinen, gelassenen, altväterischen Weise einen reifen, fertigen Künstler zeigen, dessen Talent allerdings eher zum Lieblich-Graziösen, als zum Erhaben-Heroischen, eher zur Sanftheit, als zur Wollust und Leidenschaft neigen dürfte. O. St.

Willy Pastor. Wanderjahre. Sociale Essays. Berlin. Schuster & Loeffler. 1897.

In diesem starken, eigenthümlichen Menschen sieht man nach langer Zeit wieder den goetheschen, universalen Zug erwachen, die Kunst, durch die Erkenntnisse der Wissenschaft zu vertiefen und ihr eine weitere Schwungkraft zu geben, die Wissenschaft wieder durch die Kunst beredt, weitschauend und geflügelt zu machen. Freilich werden solche Essays den Künstlern nicht ganz genügen und die Gelehrten werden lächeln. Die aber, die eindringlich zu lesen und zu verstehen wissen, werden vielleicht wider den Willen des Autors von dem, was er sagt, lehrt, erkennt, abgelenkt und zur Bewunderung der Persönlichkeit geführt werden, die in jedem Werk eine so eigene, ruhige, sichere Art hat, sich zu äußern. O. St.

Neera: Das Buch meines Sohnes. Dresden und Leipzig. Verlag von Carl Reißner. 1897.

Dem tiefer Schauenden kann es nicht entgehen, dass den höheren Menschen unserer Zeit die aufrichtige Liebe zu der Jugend fehlt. Wohl ist bei vielen eine neugierige Sympathie da, die instinctive Lust, sich mit dem Frischen, Unaufgeblühten, Hoffnungsreichen zu drapieren, aber jene griechische Hingebung an die Jugend, jener bis zur Selbstverleugnung reichende Glaube, dass Erziehung die höchste menschliche Thätigkeit sei, und die Bildung der Jugend mit den eigenen großen Thaten wichtiger als diese selbst, ist fast nirgends zu finden. Darum leidet die heutige Jugend, wenigstens der entwicklungsfähige, zum Hohen strebende Theil derselben, an schwereren Kämpfen, als ihr unfertiger Organismus zu ertragen imstande ist, taumelt von Ideal zu Ideal, nützt an Unfruchtbarem die zarte Seele ab, endet schließlich im Sumpf des Skepticismus. Wie würden Plato und Sokrates voll Mitleid auf diese Zeit schauen, — diese Großen, die sich zum Lehren nicht groß genug dünkten! — — Man tödtet die Jugend, indem man grausam und blind ihr Wollen an ihrem Können misst. Man nimmt das hohe Bild ihrer Phantasie, stellt es nackt vor sie hin und sagt: „Seht, Eure Hoffnung ist ein Phantom, nie werdet Ihr es in die Wirklichkeit zu stellen vermögen. Ja, es ist nicht einmal das Phantom Eurer eigenen Seele, es ist kein jugendlich vermessener Glaube an Euch selbst, es ist vielmehr das Bild eines Wesens, das, wie Ihr wohl wisst, nichts mit Euch zu thun hat, das einmal kommen soll, aber nie aus Euch kommen wird.“ — Mancher wollte helfen, indem er die Jünglinge auf ein kleines, flaches Feld führte. Dort sollten sie ruhig ihren Kräften gemäß arbeiten, alles zu Tiefe und zu Hohe mussten sie meiden, wenn sie geheilt werden sollten. Diese Hilfe kam zu spät. Ihr Glaube, ihre Wünsche hatten sich zu reich entfaltet. Zu tief hatte das Leben in ihrer Seele gepflügt und zu reich seinen Samen in sie geworfen, als dass sie auf sich selbst hätten noch verzichten können. Sie spürten in sich die Aufgabe, alle Geschenke, die das Leben in sie legte, alle Leidgeschenke und Freudengeschenke zu wahren, eifersüchtig, unbeugsam zu hüten, bis die Zeit käme, in der sie dem Leben seine Gaben von ihrer Seele neugeformt, verklärt, gedeutet wiedergeben konnten. Nur der Künstler kann es, nur der Künstler kann dem Leben dankbar sein, fühlten sie. Für diese strebende, irrende Jugend, die an ihren Idealen ekstatische Freuden genießt und doch an ihnen verblutet, ist das neue Buch der großen Italienerin geschrieben. Es spricht wie ein Freund und wie ein Lehrer zu ihr. Aus der großen Liebe für sie ist es geschrieben, und darum wird es auch groß in ihr wirken. M. M.

Fritz Marti: „Das Vorspiel des Lebens.“ Eine Erzählung in Kindergeschichten. Berlin 1897, Verlag von Otto Janke.

Eine Reihe zarter Idyllen sind hier zum Roman verbunden. Jedes Capitel gibt ein besonderes Stück des Lebens, meist ein heiteres mit Fröhlichkeit geschautes, und baut gleichzeitig die Jugendgeschichte eines armen